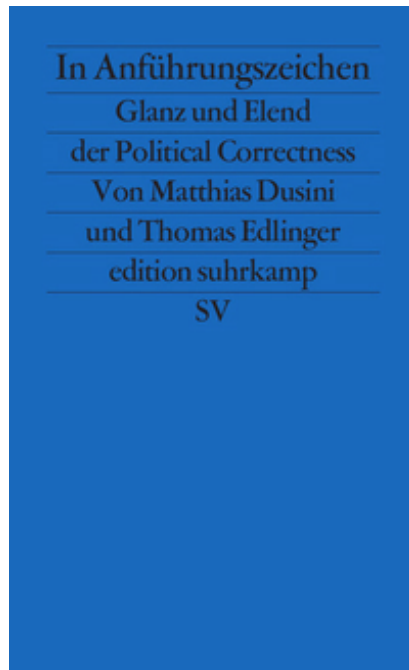


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Dusini, Matthias / Edlinger, Thomas
In Anführungszeichen

Glanz und Elend der Political Correctness

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2645
978-3-518-12645-5

edition suhrkamp 2645

Ein schwarzer US-Präsident, eine Ostdeutsche als Bundeskanzlerin, ein homosexueller Außenminister – und die österreichische Bundeshymne wurde zu Beginn 2012 von »Heimat bist du großer Söhne« in »Heimat großer Töchter und Söhne« umgeschrieben. Auf den ersten Blick scheint die Political Correctness (PC) – als Strategie, gesellschaftliche Anerkennung rational auszuhandeln – auf breiter Front gesiegt zu haben. Zwar denunzieren Gegner ihre immer komplizierter werdenden Regeln als bevormundend, doch stellen auch sie die Forderung nach der Achtung des Anderen und seiner Empfindlichkeiten kaum mehr grundsätzlich in Frage. Radikale PC-Befürworter dagegen üben sich in Selbstbeziehung und der symbolischen Austreibung etwaiger Privilegien. Zur Entgiftung der Sprache dienen nicht nur Neuschöpfungen wie das Binnen-I, sondern auch die vielen Führungszeichen, die umstrittene Begriffe eskortieren.

Matthias Dusini und Thomas Edlinger analysieren die aktuelle, nach mehreren Wellen und Jahrzehnten der Rezeption und Diskussion durchaus heterogene Konstellation von Political Correctness als Sprachspiel und sozialer Praxis. Dabei fragen sie nicht nur nach den politischen Konstellationen und ästhetischen Konjunkturen, die der allgemeine Wettkampf um die Opfer-Pole-Position zeitigt, sondern spüren auch den psychologischen Motiven hinter den manifesten Kontroversen nach: Wo verlaufen die Frontlinien jenes inneren Bürgerkriegs, der im Individuum etwa zwischen dem Begehren nach dem Glamour des Rauchens, der Lust an Restriktionen in Form von Rauchverboten und der Befriedigung über gelingende Selbstkasteiung tobt? Wie meistern die Narzissen der Gegenwart den Widerspruch, am zunehmenden Zwang zu einem umweltverträglichen Leben zu leiden und in der Schule der Mäßigung zugleich die Aussicht auf eine bessere Selbstbenotung zu genießen?

Matthias Dusini, geboren 1967 in Meran, ist Redakteur bei der Zeitschrift *Falter* in Wien.

Thomas Edlinger, geboren 1967 in Wien, wirkt dort als Radiomacher (u. a. beim Kulturmagazin *Im Sumpf* auf FM4), freier Kulturjournalist und Kurator.

Matthias Dusini/Thomas Edlinger

In Führungszeichen

Glanz und Elend
der Political Correctness

Suhrkamp

Erste Auflage 2012
edition suhrkamp 2645
Originalausgabe © Suhrkamp Verlag Berlin 2012
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: TypoForum GmbH, Seelbach
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-12609-7

Inhalt

Vorwort 9

Erster Teil

Lautes Leid. Das Opferideal des moralischen Prekariats 15

1. Kapitel: Opfer ohne Täter – die Opferproduktion der Demokratie 17
Woman is the Nigger 18 – Der Wächterratt der Medien 21 – Sad Men 23 – Ich bin beleidigt 26 – Ich bin autonom, also bin ich 28 – Der Keim des Kummers 32 – Der Missbrauch des Missbrauchs 34 – »Du verstehen?« 37 – Gefühlte Opfer 40 – Opfer im Nadelstreif 45 – Die Kultur der Empörung 49 – Wer fickt wen? 54 – Opfer in Anführungszeichen 58
2. Kapitel: Die Diaspora in der Beatbox. Eine der Geschichten des PC-Imports 62
Die totale Dialogbereitschaft 63 – Fear of a Black Planet 66 – Die weiße Bestie 70 – Das Tier in mir 73
3. Kapitel: Opferbilder – auf der Leinwand und im Fernsehen 75
Die 120 Tage von Belgrad 79 – Der gute Mensch von Barcelona 83 – Der masochistische Triumph der Grande Nation 87 – Das Lachen der Spaßbremsen 90 – Der Auschwitz-Komplex: Vom Schweigen zum Kaputtlachen 93 – Begnadete Nazis 95 – Du sollst dir ein Bild machen! 99 – Ich darf das, ich bin Jude 104 – Tanz den Adolf Hitler! 105 – Auf der Suche nach dem verlorenen Antisemitismus 107
4. Kapitel: Die unendliche Leichtigkeit der Beschwerde 111
Ich sehe was, was du nicht siehst. Kopftücher, Sluts und Burkas 116 – Bürgerpflicht Beleidigung: der Karikaturenstreit 127

5. Opfer als Täter, Täter als Opfer. Der sehr nahe Osten 132
Holocaust und Nakba, Trauma und Katastrophe 136 – Die Lizenz
zum Töten aus dem Tal der Wölfe 142
6. Kapitel: Selbstachtung durch Selbstentfremdung 146
Wir sind kein Volk 147 – Entschlacken und Entgiften 149 – Das
Jerusalem der Anderen 152

Zweiter Teil

Narziss als Gott und Dämon der Political Correctness 155

1. Kapitel: Im Diesseits von Gut und Böse 157
Die Luxusmoral 163 – Black Power statt Goethe 167 – Der Gott
der Selbstliebe 170 – Der Fall Jedi 172 – Narziss als Terrorist 174 –
Nietzsches Gutmenschen 178
2. Kapitel: Im Shitstorm des Ich-Ideals 185
Ich darf nicht rauchen! 188 – Gutmenschen Undercover 192 – Mad
Men smoking 194 – Narzissmus als Norm 199 – Der Fall Vivienne
201 – Miller gegen Muehl 206 – König Otto 213
3. Kapitel: Selber machen – die Höhenflüge und Abstürze des
Selbst 216
Will, will, will! 219 – Ein ganz ein Böser 221 – Calvinistischer Chor
224 – Krankheit Autonomie 226 – Ein Panda in der Narzissmus-
kammer 228 – Faule Freiheit 231 – Sehnsucht nach dem Über-Ich
233 – Die strenge Heidi 240 – Schäm' dich, Genie! 241 – Wie ich
lernte, eine NGO zu werden 244 – Der Terror der Selbstlosigkeit
247 – Tugend ohne Gott 252

Maxima Moralia: Glossar der politischen Korrektheit 255

In Anführungszeichen

Vorwort

Sie heben die Hände in die Höhe und biegen Zeige- und Mittelfingerspitzen synchron zweimal nach unten. Mitte der neunziger Jahre kommen die ersten europäischen Austauschstudenten mit einer Körpergeste aus den USA zurück, die rasch in das Ausdrucksrepertoire der linksliberalen Mittelschicht einfließt: die in die Luft gemalten Führungszeichen.

Man kann diese Geste als doppeltes Victory-Zeichen interpretieren, denn die anglophilen AkademikerInnen signalisieren den Siegeszug einer Interpunktion. Wie Efeu überwuchern Führungszeichen* die Abhandlungen über Literatur, Geschichte und Politik. Auch die Neger und Weiber von Schiller und Mark Twain wollte man nicht mehr einfach so im Raum stehen lassen. Ein tauber Beobachter könnte die gewunkenen Gänsefüßchen dahingehend interpretieren, dass sich der Sprecher von sich selber distanzieren möchte: Ich, das sogenannte.

Neben heute schon zu Quarantäne-Klassikern verkommenen Begriffen wie »Dritte Welt«, »Ostblock« oder »Behinderte« sind es auch hierzulande bislang unbelastete Begriffe, über die eine semantische Käseglocke gestülpt wird: »Amerika« kann als Übergriff der europäischen Eroberer auf jene interpretiert werden, die vor ihnen da waren. »Israel« ist eine Konstruktion, die jene ausschließt, die lieber Palästina zu ihrer Heimat sagen wollen. Wenn eine Hand mit dem Halten eines Getränks beschäftigt ist, machen Redner vor kontaminierten Begriffen eine kurze Pause. »Ich begrüße besonders

* Bei der Formulierung unserer Gedanken versuchen wir, soweit es möglich ist, auf Führungszeichen zu verzichten. Das Binnen-I und die Unterstriche werden nicht systematisch verwendet resp. nicht verwendet, sondern im Zusammenspiel mit dem jeweiligen Kontext, bisweilen auch zur – hoffentlich produktiven – Irritation. Eine ausführliche, historische Betrachtung der Führungszeichen findet sich im Glossar.

unsere ... ausländischen Gäste.« Die Anderen sind so anders wie die Führungszeichen, in denen sie stehen.

Neben der geschlechtsneutralen Schreibweise sind die Führungszeichen das Markenzeichen der Politischen Korrektheit. In den siebziger Jahren begann ein bis heute andauernder Angriff auf die sprachlichen Gewissheiten der Disziplinen, dessen schriftliches Signal die an den oberen Buchstabenrand gehängten Banner der Distanznahme sind. Kein Kulturwissenschaftler wagt es mehr, von »der« Wirklichkeit zu sprechen. Weiß doch jeder, dass diese bloß ein behelfsmäßiger Begriff für die sie konstruierenden Diskurse ist! »Gefühle«, sagt die Dekonstruktion, die Atemluft stoßartig durch die Nase blasend, »sind doch nur Effekte einer Rhetorik der Leidenschaften.«

Zu den Topoi der sogenannten Essentialismuskritik gehört der Hinweis, dass es nicht »den« Künstler oder »die« Wissenschaftlerin gäbe: ab in die Führungszeichen-Strafkolonie mit ihnen! In den postkolonialen Studien ist vom »Anderen« die Rede: Damit soll das sogenannte *othering* vermieden werden, das einer Muslima oder einem Sinto unmenschlich fremde Züge zuschreibt.

In kulturwissenschaftlichen Texten, Kunstkritiken oder politischen Kommentaren haben Gänsefüßchen Hochkonjunktur, denn mit ihnen kann die Natur der Dinge in Zweifel gezogen werden. »So wie die Adjektive ›natürlich‹ und ›sozial‹ Repräsentationen des Kollektivs bezeichnen, das nichts Natürliches und Soziales an sich hat, liefern die Worte ›lokal‹ und ›global‹ Gesichtspunkte von Netzen, die von Natur aus weder lokal noch global sind«, schreibt der Wissenschaftstheoretiker Bruno Latour.¹ »Strenggenommen kann man nicht sagen, dass die ›Frau‹ existiert«, sagt die Literaturwissenschaftlerin Julia

1 Bruno Latour, *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Aus dem Französischen von Gustav Roßler, Frankfurt am Main 1998, S. 163.

Kristeva.² Und die Philosophin Judith Butler sieht in der »wirklichen Frau« eine zwanghafte gesellschaftliche Fiktion.³

Oder ein Beispiel aus dem paranoischen Jargon der Parawissenschaften: »Wenn man aus Männern, Frauen, Kindern, Arbeitern und Arbeiterinnen, Angestellten, KulturproduzentenInnen und vielen anderen mehr die allgemeine Vorstellung ›Ausländer‹ bildet, und – mehr noch – wenn ich mir einbilde, dass die aus den wirklichen Individuen gewonnene, abstrakte Vorstellung ›Ausländer‹ ein existierendes Wesen ist, vielleicht sogar ›das wahre Wesen‹ all dieser Individuen, dann erklärt man damit diese Vorstellung zur Essenz von diesen Männern, Frauen, Kindern, ArbeiterInnen, Angestellten usw.«⁴ Erklärungsbedürftig erscheint uns die Tatsache, dass die gänsefüßchengestützte Antiwesensrhetorik mit Gefühlen von Betroffenheit und Empörung einhergeht, die auf eine tiefe Erschütterung der Sprechenden schließen lassen. Warum ist ihr Selbst – ihr wahres Wesen – nicht dekonstruiert genug, um gegen solche altbackenen »Essenzen« immun zu sein?

Im Mainstream der Printmedien springen die Gänsefüßchen dem Leser nicht so gehäuft ins Auge. Hier zeigen sie wie Seismographen an, wo gerade die tektonischen Verwerfungen von Politik und Gesellschaft stattfinden. Im deutschsprachigen Raum steht die NS-Zeit am Anfang einer sprachlichen Besinnung. In den siebziger Jahren galt die Aufmerksamkeit dem Schicksal psychisch »Kranker«, dann wurde der »Ausländer« zum Thema. Die Ungewissheit über das, was ein »Volk« oder eine »Rasse« sei, ging in die Debatte über die Definition von Geschlechtern über. Um die Wörter herumkrabbelnde Gänsefüßchen zeigen an, wo es die Gesellschaft juckt. Das »Kopftuchmädchen« oder »bildungsfern« haben das Poten-

2 Zit. in Butler, Judith, *Das Unbehagen der Geschlechter*. Aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke, Frankfurt am Main, S. 15.

3 Ebd., S. 206.

4 Ljubomir Bratić, *Politischer Antirassismus. Selbstorganisation, Historisierung als Strategie und diskursive Intervention*, Wien 2010.

tial, in Zukunft unter Führungszeichen-Aufsicht gestellt zu werden; zu viele Menschen fühlen sich dadurch in ihrer Würde verletzt.

Was aber tun, wenn einem das Wort für etwas fehlt, das man ausdrücken möchte? Der Bergrücken hätte eigentlich einen eigenen Namen verdient. Ein mit einem Elektromotor ausgestattetes Fahrrad ist noch kein Motorrad. »Ich heiße Bravo und ich habe keinen Schwanz«, beginnt ein Roman des italienischen Schriftstellers Giorgio Faletti. Bevor sich der Fachbegriff Transgender durchgesetzt hat, war dieser Mann ein »Mann«.

1985 veröffentlichte die US-amerikanische Biologin und Wissenschaftshistorikerin Donna Haraway das »Manifest für Cyborgs«. Die Science-Fiction-Romane von William Gibson waren in aller Munde, die Industriearbeiter wurden durch Automaten ersetzt; da propagierte die Feministin das Zusammenwachsen von Mensch und Maschine. Cyborgs lösten den Unterschied zwischen Mann und Frau auf, erläutert Haraway. In ihrer Utopie, die ironisch mit den bauch- und naturbezogenen Texten des 70er-Jahre-Feminismus bricht, prophezeit die Autorin sogar »den Abschied von Bisexualität und präödipler Symbiose«. Cyborgs seien Geschöpfe in einer transhumanen Post-Gender-Welt. So überwindet Haraway den Skeptizismus der Gänsefüßchen und propagiert optimistisch einen neuen Menschen – ohne Gänsefüßchen. Bevor das totale Glück der präödipler Symbiose durch außerordentliche Züchtungen überwunden ist, werden Individuen aber voraussichtlich weiterhin ihre narzisstischen Wunden mit Gänsefüßchen behandeln. Die Nachfrage nach Gänsefüßchensalbe wird sogar größer, denn der Wert der Kapitalsorte Selbstachtung steigt und steigt.

»Wir setzen natürlich alles unter Führungszeichen«, sagte unlängst ein Wiener Museumsdirektor. (In Österreich wird nicht »in«, sondern »unter« Führungszeichen gesetzt.) Der Museumsmann war gerade dabei, eine Ausstellung über den

Afrikaner Angelo Soliman vorzubereiten, der im 18. Jahrhundert als sogenannter Hofmohr nach Wien kam. Er machte in der Hocharistokratie eine Karriere als Kammerdiener und Erzieher, heiratete eine Einheimische und verkehrte in derselben Freimaurerloge wie Mozart. Dieses hohe gesellschaftliche Ansehen konnte nicht verhindern, dass er nach seinem Tod in den Rang eines Naturwesens zurückgestuft wurde. Seine Haut wurde ausgestopft. Im Naturalienkabinett stand Soliman nun als Vertreter der Spezies Mensch.

Auch wenn Schwarze in Wien heute nicht mehr riskieren, nach ihrem Tod vom Tierpräparator abgeholt zu werden, erleben sie zahlreiche Diskriminierungen. Sie werden als Drogendealer und Asylbetrüger diffamiert und als Neger beschimpft. Die Figur des zu seiner Zeit berühmten Soliman lebte auch in den Resten der Alt Wiener Konsumkultur nach. Figurinen des Augarten-Porzellans tragen niedliche Mohrenköpfe. Man erkennt in ihnen die drollige und exotische Figur des »Hofmohren« wieder. Der »Mohr im Hemd« ist eine mit schwarzer Schokolade getränkte Mehlspeise, die ebenfalls als diskriminierend empfunden werden kann. Eine Firma mit dem wenig korrekten Namen Eskimo wollte sie vor wenigen Jahren als Fertigprodukt auf den Markt bringen. In dem von den Grünen regierten siebten Wiener Gemeindebezirk verschwand die Speise jedoch von den meisten Speisekarten.

Traumatisiert von alltäglichen Erlebnissen des Rassismus, möchten afrowiener Aktivisten die sprachliche Säuberung ausweiten, empfinden auch Begriffe wie Schwarzfahren und Schwarzgeld als diskriminierend. Wird damit die Grenze vom berechtigten Einwand gegen historisch belastete Begriffe überschritten und das Stadium eines paranoiden Angstsystems erreicht, in dem die semantische Umgebung fortwährend gefährliche Signale sendet? Sind Wörter die Ursache oder die Folge von Traumatisierungen, sind sie Ausdruck einer notwendigen Sensibilisierung oder einer maßlosen Idiosynkrasie?

Anführungszeichen sind für uns ein funktionales Element einer Opferrhetorik, in der die berechtigten Forderungen auf Anerkennung zu Floskeln moralischer Selbstüberhöhung erstarren können. Die Gänsefüßchen verweisen auf die Schlachtfelder gegenwärtiger und vergangener Auseinandersetzungen und die gesteigerte Aufmerksamkeit gegenüber moralischen Gefühlen. Empörung und Ridikülierung, Respekt und Skepsis, Stolz und Scham, Märtyrerpathos und Handlungsunfähigkeit, Aufbegehren und Melancholie kommen in dieser Interpunktion zum Ausdruck – lauter Spannungsfelder, die das Zentrum des folgenden Essays markieren.

Erster Teil

Lautes Leid. Das Opferideal des
moralischen Prekariats

I. Kapitel

Opfer ohne Täter – die Opferproduktion der Demokratie

Der libanesische Politologe Gilbert Achcar leidet. Er leidet mit den Bevölkerungen und Regierungen im arabischen Raum, deren Schmerz durch die USA und Israel hervorgerufen wird: »Die Leute leiden extrem unter den beiden Staaten, schließlich halten beide arabisches Territorium besetzt.«¹ Saudis, Iraner oder Libyer sind ebenso Opfer wie Palästinenser oder Iraker. Nicht alle diese Staaten sind von israelischen und amerikanischen Truppen besetzt. Findet die Okkupation also in den Köpfen der leidenden Saudis und Iraner statt? Der US-Rapstar Kanye West beklagt auf dem Album »Watch the Throne« von 2011 das historische Schicksal der afroamerikanischen Bevölkerung mit einem provokanten Vergleich: »This is something like the Holocaust, Millions of our people lost.« Der Bürgerrechtler Jesse Jackson sekundiert: »Wir leiden.«² Jackson bewarb sich in den achtziger Jahren als zweiter Afroamerikaner um die Präsidentschaftskandidatur und unterstützte Barack Obama 2008 im Wahlkampf. Aus seiner Sicht hat sich trotz Obama alles zum Schlechteren entwickelt: »Die Schere zwischen Weiß und Schwarz geht immer weiter auseinander.«³ Was den Schluss nahelegt, dass die Schere in den Zeiten der Sechziger Riots in den Inner Citys geschlossener bzw. alle *Affirmation Actions* umsonst gewesen seien und den Rassis-

1 Christian Höller, *Die Ausläufer der Schockwelle. Interview mit dem Politologen Gilbert Achcar über die aktuellen Umbrüche in der arabischen Welt*. In: Springerin. Hefte für Gegenwartskunst. Band XVIII, Heft 3. Wien 2011, S. 33.

2 Gregor Peter Schmitz, »Obama wird immer nachgeben.« In: Der Spiegel, Nr. 32. Hamburg 8. 8. 2011, S. 85.

3 Ebd.

mus lediglich in neue, luzidere Formen verpackt hätten. Und in gewisser Weise hat Jackson ja auch recht, etwa im Hinblick auf die Londoner Proteste im Sommer 2011, die nicht nur kriminelle Krawalle, sondern auch eine Reaktion auf rassistische Formen der Deklassierung waren. Haben wir immer noch und jetzt erst recht allen Grund zum Leiden?

Woman is the Nigger

Blenden wir zurück. Am 13. Mai 1964 hielt der afroamerikanische Bürgerrechtler und Nation-of-Islam-Sprecher Malcolm X eine seiner agitatorischen Reden an der Universität von Ghana in Accra, in der er sich als »eines der Opfer Amerikas, eines der Opfer des Amerikanismus, eines der Opfer der Demokratie«⁴ bezeichnete. 1972 brachten John Lennon and The Plastic Ono Band den Song »Woman is the Nigger of the World« heraus, dessen Titel wiederum auf einer Formulierung Yoko Onos beruhte und die von Malcolm X selbst häufig verwendete taktische, unter ideelle Anführungszeichen gesetzte Variation der Herr-Knecht-Dialektik auf den Identitätsstatus als Frau anwendete. Der in diesem Fall afroamerikanische kulturelle Separatismus, die religiöse Abwendung von der Mehrheitsgesellschaft im revolutionären Islam und der internationale Feminismus – all diese heute noch brisanten gesellschaftlichen Aufbruchsbewegungen der sechziger und siebziger Jahre – reklamierten einen politischen Opferstatus, der Forderungen nach Wiedergutmachung eines historischen Unrechts und den Widerstand gegen die Täter von heute legitimierte.

Der Gegner dieses Kampfes in den opferproduzierenden westlichen Demokratien waren im *heartland* der Political Correctness, den USA, zum einen die weiße Bestie, die »Pigs«

⁴ *Malcolm X on Wealth of Africa*. Zitiert nach: <http://www.hartford-hwp.com/archives/45a/460.html> (Übersetzung durch die Autoren).

(die prügelnden Polizisten), die verlogenen weißen Demokraten und die glühenden »faschistischen« Republikaner unter ihrem christlichen Deckmantel, zum anderen das jahrtausendealte Patriarchat. Den Kämpfen auf der Straße und vor dem Richter korrespondierte die Aufrüstung der Begriffe und Benennungen. Angetrieben von den Umwertungsexzessen der anführungszeichengesättigten Schriften eines Malcolm X wurden aus den Negern Schwarze und aus den Schwarzen Afroamerikaner, die in den Sprachspielen des HipHop gedisst oder, in einer Überaffirmation der Viktimisierung, als Nigger wieder verkultet werden. Der steigenden Sensibilität gegenüber der Sprache der Verachtung korrespondierte der aus der akademischen Welt ausstrahlende, diskursanalytische Virus der Dekonstruktion. Mit seinen Kampfslogans wie »Eurozentrismus« oder »Phallozentrismus« ergänzte er den anschwellenden Soundtrack der *culture wars*.

Seit den sechziger Jahren vernimmt man aber auch in erhitzten Kneipengesprächen derer, die nicht unmittelbar in direkte politische Kämpfe involviert sind, einen Chor der Unzufriedenheit. Diese vor allem auf eine Lockerung der Sitten und einen Zugewinn an Freiheit zielende Klage verhallte nicht ungehört. Zumindest die westeuropäischen Demokratien folgten dem Wunsch nach mehr Individualität und weniger sozialer Verpflichtung, zunächst bei gleichzeitigem Ausbau der wohlfahrtsstaatlichen Unterstützungsprogramme von Unterprivilegierten und Minderheiten. Normative Ungleichheiten wurden abgebaut. Der Sozialstaat bemühte sich auch um die Nivellierung des ökonomischen Gefälles.

Die Deregulierung der Märkte und die Entfesselung des Finanzkapitalismus seit den achtziger Jahren sorgten aber dafür, dass die Schere zwischen Arm und Reich wieder aufging. Heute reden viele nicht mehr von der europäischen Zweidrittelgesellschaft, sondern von der globalen Einfünftelgesellschaft. Gleichheit und Gerechtigkeit erscheinen heute zumindest in einem ökonomischen Sinn weiter weg denn je

und bleiben daher Fluchtpunkte politischer Emanzipationsbestrebungen. Allerdings ist das Verständnis von Gleichheit umstritten: Während die liberale, amerikanische Variante darunter eher die Gewährleistung von Chancengleichheit versteht, konzentriert sich das sozialdemokratische, europäische Modell eher auf die Kompensation der sozialen Folgen von Ungleichheit. In beiden Fällen aber sorgten idealistische, wenngleich sehr verschieden gewichtete Egalitätsvorstellungen dafür, dass die Stellung der einzelnen Akteure überhaupt miteinander vergleichbar wurden – und nicht wie in ständischen und klassenbestimmten Ordnungen schlechthin unvergleichbar blieben. Wenn jeder vor dem Gesetz gleich ist, dann kann in einer nach wie vor von ihren Klassenverhältnissen geprägten Gesellschaft auch ein pakistanischer Einwanderer sein Stück vom Kuchen fordern. Wer freilich die Augen offenhielt und die Versprechung der Gesellschaft an das ermutigte Individuum mit der Wirklichkeit seiner Ungleichheitserfahrung abglich, musste fast zwangsläufig enttäuscht und wütend werden.

So beförderte paradoxerweise gerade die Propagierung einer Politik des gleichen Rechts für alle die Sensibilität für deren Verfehlungen und den Narzissmus der kleinen und kleinsten Differenz. Je mehr Gehör der politisch korrekte Einspruch für die Verbesserung demokratischer Institutionen und Verfahren vor dem Tribunal der Egalität fand, desto empfindsamer wurde man für die feinen Unterschiede, die subtilen Verletzungen, die individuellen Beschämungen und die kulturellen Diskriminierungen.

Das kann so weit gehen, dass zum Beispiel die zitierende Erwähnung eines Wohnviertels mit dem historischen Namen »Negersiedlung« in der oberösterreichischen Hauptstadt Linz im Rahmen eines kulturellen Projektantrags dazu führt, dass dieser von einem Jurymitglied nicht gelesen wird, weil das N-Wort den Text kontaminiert. Die Entgiftung der Worte ist aber mühselig und unabgeschlossen – von der »Negersiedlung«